



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Baukunst am Nieder-Rhein

Von der Baukunst des Mittelalters bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts

Klapheck, Richard

[Düsseldorf], 1916

3. Die bürgerliche Baukunst am unteren Niederrhein. Der Fachwerkbau, seine einstige Vielfarbigkeit, Überbauten und Arkaden. Der Backsteinbau, seine Giebelformen. Der Einfluß des Utrechter und Gelder ...

urn:nbn:de:hbz:466:1-46660



Abb. 223. Köln. Hof des Jesuitenkollegs. Vgl. Abb. 186.

Feuersgefahr wegen im Jahre 1535 veranlaßt, das Strohdach zu verbieten. Das Verbot mußte im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrmals wiederholt werden, bis man im Jahre 1655 zu strengeren Maßregeln griff und auf die Erhaltung der feuergefährlichen Strohdächer eine Geldstrafe von hundert Goldgulden setzte. Seitdem verschwand die alte Bedachung. Ebenso nach und nach der Fachwerkbau.

* Die Erforschung unseres niederrheinischen Bürgerhauses liegt noch sehr im argen. Aber sie dürfte heute ein aktuelleres Interesse haben als jedes andere Kapitel der niederrheinischen Baugeschichte. Es ist die wichtige Voraussetzung zur Wiederbelebung unserer heimischen bürgerlichen Bauweise. Dr. Erwin Quedenfeldt-Düsseldorf hat das große Verdienst, schon zeitig, weit bevor der Kunstverein und der Verfasser der „Baukunst am Niederrhein“ an eine Bearbeitung der reicheren Bauwerke dachte, die schlichten Hausbautypen in seinen „Einzelbildern vom Niederrhein“ gesammelt zu haben. Zu nicht geringem Teile Bauten, die inzwischen längst gefallen sind. Aber mit photographischen Aufnahmen ist es allein nicht getan. Es bedarf genauer maßstäblicher, geometrischer und grundrißlicher Aufnahmen. Der Architekten- und Ingenieur-Verein hat schon vor Jahren beschlossen, diese überaus wichtige Aufgabe durch seine Mitglieder zu lösen. Aber sie ist über die ersten Versuche noch nicht hinausgekommen. Es wäre zu wünschen, daß die Arbeiten nach dem Kriege wieder tatkräftig angefaßt würden! Inzwischen haben das Denkmälerarchiv der Rheinprovinz zu Bonn und das Hochbauamt der Stadt Köln eine Fülle zeichnerischer Aufnahmen anfertigen lassen. — Bisher liegt nur das Kölner Material nach seinen urkundlichen Quellen bearbeitet und in guten grundrißlichen Aufnahmen übersichtlich geordnet vor. Dank den Arbeiten von H. Keussen (Topographie der Stadt Köln im Mittelalter. Bonn 1910) und H. Vogts (Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Köln 1914). — Vgl. außerdem die Aufsätze von Hansen, Tuckermann, Keussen, Creutz und Vogts i. d. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Jahrg. V, Heft 1.

Die Neubelebung der handwerklichen Künste und der Einfluß belgischer Barockdekoration äußerte sich auch in der bürgerlichen Baukunst. Ich sage Dekoration. Denn, um es noch einmal zu wiederholen, eine wesentliche Wandlung des baulichen Organismus findet vor dem 18. Jahrhundert nicht statt. Am unteren Niederrhein wie in Köln hatte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts ein Wohnhaustyp entwickelt, der gegen Ende des Jahrhunderts Wilhelms des Reichen seine charakteristische Gestalt gewann. Seine interessantesten Vertreter stellte erst das 17. Jahrhundert. Wir müssen die bürgerliche Baukunst im Zusammenhang behandeln und daher etwas weiter ausholen*.

Es handelt sich nicht ausschließlich um den Backsteinbau. Der Fachwerkbau behauptete sich noch bis in das 18. Jahrhundert. Selbst das Strohdach wurde lange beibehalten. Daher ja auch die vielen verheerenden Stadtbrände. Der Rat der Stadt Köln sah sich der

Die noch erhaltenen alten Fachwerkbauten (Abb. 58, 60, 73, 78, 80, 224, 225, 228) haben selten die malerische Ausbildung wie am Mittelrhein und in Westfalen, wo man die Quer- und Horizontalhölzer mit Teer strich und dadurch die innere Gliederung der Konstruktion und des Aufbaus zur Wirkung kommen ließ. Oder gar, wie in Soest und im Weserlande, wo die Balkenköpfe als Rosetten ausgeschnitzt und bunt bemalt oder in die Horizontalbalken ornamentale oder figürliche Reliefs oder Inschriften eingeschnitten wurden. Am Niederrhein sind oft nicht einmal Fensterkreuz und Rahmen farbig besonders hervorgehoben. Der helle Kalkanstrich verdeckt ebenso Rahmen, Quer- und Dreieckshölzer wie die aus Lehm und Reisiggeflecht oder auch wohl aus Ziegeln hergestellten Füllungen der Balkenrahmen. Nur als Sockel sieht man meist einen Teerstreifen gezogen. Am unteren Niederrhein bringt wenigstens das rote Pfannendach eine farbige Abwechslung in das sonst monotone Hellgrau des Kalkanstrichs (Abb. 224). In Köln hat aber seltsamerweise die alte römische Pfannenbedachung nur wenig Verwendung gefunden. Monumentalbauten deckte man mit Blei. Bürgerhäuser mit mittelrheinischem Schiefer (Abb. 227).



Abb. 224. Kempen.

Aber ehemals waren die Fachwerkbauten schon farbiger, als sie sich heute repräsentieren. Der farbenfeindliche Klassizismus, dieses absolute Mißverständnis antiker Baukunst, hat die alten Häuser mit einer nivelierenden grauen Tünche verputzt. Das buntgekleidete Mittelalter aber, das seine Heiligengestalten bemalte und in ein vielfarbiges Gotteshaus trug, das auf dem Lichhof in Köln in dem Dreikönigen-Pförtchen sich heute noch in seiner ganzen Farbenfreudigkeit zeigt (Abb. 73), wird ganz unmöglich seine Fachwerkbauten mit einer eintönigen, alles verdeckenden Tünche übergossen haben. Auf alten Miniaturen sieht man hellblaue und zinnoberrote Häuser. In Köln steht auf dem Altenmarkt ein Haus, das heute noch den Namen „Rotes Haus“ führt. Das kann nicht etwa Backsteinbau bedeuten, da das „Rote Haus“ aus Tuffstein aufgeführt ist. Es heißt das, wie auf dem Marktplatz zu Trier bei dem „Roten Haus“ und seinen Nachbarn, ein rot gestrichenes

Haus. Man liebte es, ein Haus in irgendeinem Ton zu halten, ganz gleichgültig, ob Fachwerk-, Backstein- oder Tuffsteinbau. Wie uns Tauler erzählt, waren in Köln manche Häuser der reichen Patrizier im 14. Jahrhundert sogar mit „allerlei Affenwerk und Leichtfertigkeit“ bemalt*. Die Heiligenfigur, das Wappentier, das Signet, das Aushängeschild, an denen man – Straßennummern kannte die Zeit noch nicht – das Haus nannte, wird man sich selbstverständlich ebenfalls bunt denken müssen. Es gab natürlich auch hell gekalkte Häuser. Aber das waren Tonwerte in einem farbig gestimmten Orchester. Und sie selbst waren von Zwischentönen begleitet. Ein harmonischer Vielklang. Man muß sich die alten Fachwerkhäuser denken mit leuchtendem, rotem Pfannendach, mit bunten, rot, blau oder grün gestrichenen Fensterläden und Türen, die Quer- und Dreieckshölzer graublau oder sonst dunkel, als Sockel einen Teerstreifen usw. Unter dem Einflusse der heimischen Bauweise des bergischen Landes kam es in den angrenzenden Teilen der Stromniederung auch wohl vor, die Fachwerkbauten mit Schindeln zu bekleiden oder die Giebel mit Brettern zu verschalen (Abb. 228). Dieser Bautyp kommt nicht selten auch in der Erftniederung vor.

Das Überhängen und Vorkragen der oberen Geschosse über dem Erdgeschoß, das Charakteristikum des Fachwerkbaus, zeigt am Niederrhein ebenfalls seine eigene Ausbildung. Eine mehrgeschossige Überkragung kommt gar nicht vor. Die überhängenden Stockwerke bleiben in einer gemeinsamen Fassadenfläche (Abb. 227). Nicht selten beginnt aber erst der Überhang im dritten Stockwerk (Abb. 58). Aber vielleicht hatten wir ehemals am Niederrhein auch wohl jene malerischen Straßensbilder mit hohen, in jedem Geschoß überkragenden Fachwerkbauten, die hoch oben nur einen schmalen Spalt für das einfallende Tageslicht übrigließen. Brand und Verwüstung haben mit ihnen aufgeräumt. In Köln hatte der Rat im 15. Jahrhundert im Interesse des Verkehrs den Überhängen beschränkte Maße vorgeschrieben. Im folgenden Jahrhundert verbot die Stadt, verfallene Überhänge zu erneuern. Zu Neuanlagen bedurfte es der besonderen Genehmigung. Das alles, Brand, Verkehrs-



Abb. 225. Haaren. Haus Zehnthof.

* Carl Aldenhoven: Geschichte der Kölner Malerschule. Lübeck 1902, S. 30. — Keussen: Topographie, S. 84.

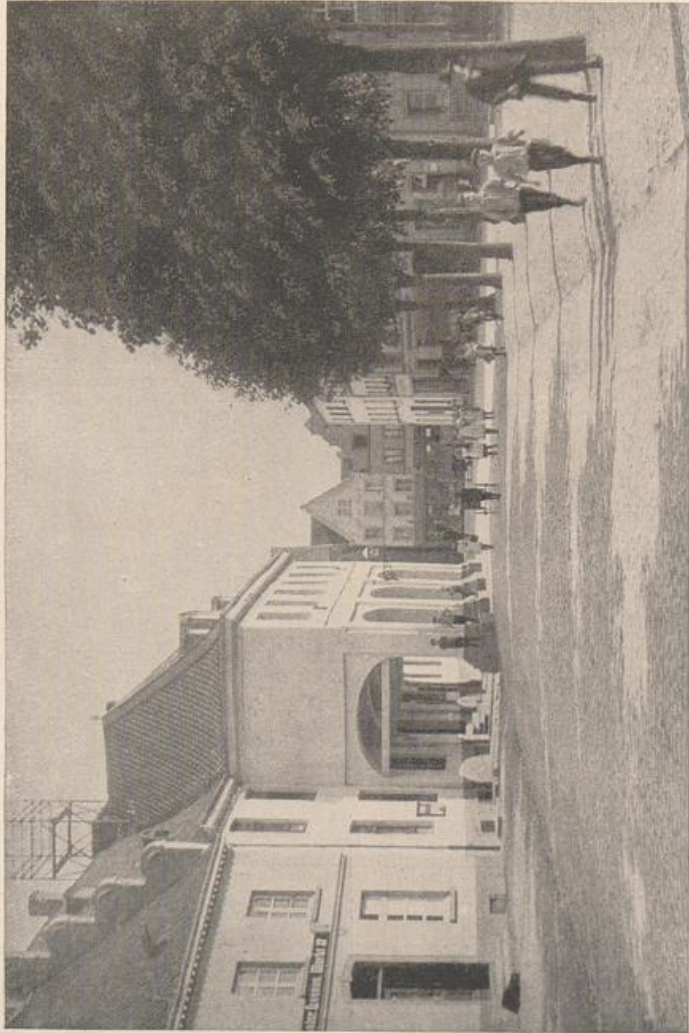


Abb. 226. Kempen, Rathaus. Vgl. Abb. 229.



Abb. 228. Urdenbach.

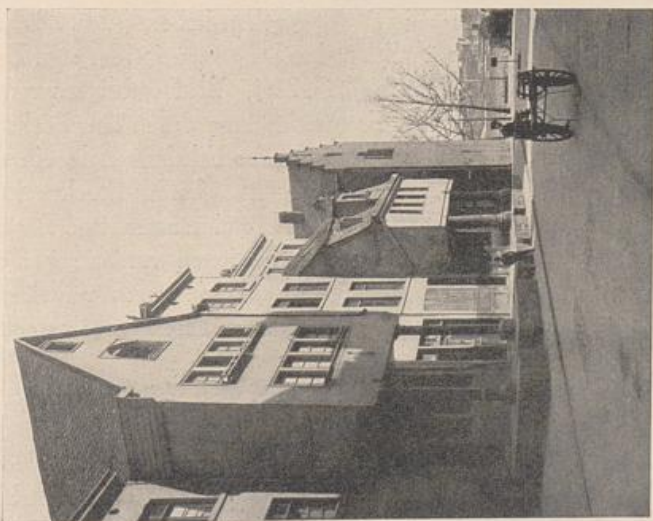


Abb. 227. Köln. Filzengraben.



Abb. 229. Kempen. Rathaus. Vgl. Abb. 226.

rücksichten, Verbote der Stadt Köln, später die Vorliebe für den Backsteinbau, hat dazu geführt, daß der niederrheinische Fachwerkbau heute nur noch in schlichten Typen vorhanden ist. Der gemeinsame hohe Überhang der oberen Geschosse ruht auf Balkenköpfen (Abb. 224) oder wird auch wohl von schlanken Holzkonsolen getragen, die nicht ungefällig wirken. Größere Überhänge hatten freistehende Säulen nötig (Abb. 58, 227, 228). Reihten sich mehrere solcher Häuser aneinander, so entstanden gedeckte Gänge, die man als geschützte Unterstände für Verkaufsläden benutzte. In Köln war einstens eine ganze Seite des Filzengrabens von Gängen begleitet. Man nannte diesen Teil der Straße „sub arcibus“. Erhalten sind aber heute nur noch einzelne Teile (Abb. 227). In späterer Zeit mögen die Lauben der Kölner Rathausvorhalle (Abb. 185) für die Lauben am Rathausvorbau in Kempen die Anregung gegeben haben (Abb. 226, 229). Der Bau

stammt erst vom Jahre 1749. Einen ähnlichen Laubengang zeigt der sog. Zehnthof an der Hauptstraße zu Haaren im Kreise Aachen (Abb. 225). Beides übrigens verkalkte Backsteinbauten. Mit dem Verdrängen der alten Fachwerkfüllung durch den Backstein wurden die Überbauten immer seltener. In Schwaam im Kreise Erkelenz steht ein altes Bauernhaus vom Jahre 1616, das 1744 umgebaut wurde*. Im oberen Stockwerk sind die alten Balkenlagen noch zu sehen. Im Unterbau sind Hausteinrahmen und Backsteinentlastungsbögen an ihre Stelle getreten. Die alten Balkenkonstruktionen wurden gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts immer seltener. Die homogene Backsteinfassade verdrängte sie. Um die großen Solisten der monumentalen und öffentlichen Backsteinbauten sammelte sich ein wohlgeschulter Chor von Bürgerhäusern.

Der Befestigungs- und Rathausbacksteinbau, der dem bürgerlichen Backsteinbau vorausgegangen, blieb lange noch vorbildlich für die Gliederung der späteren Bauten. Bei dem im Jahre 1597 vollendeten „Vogt- und Dinghaus zu den hh. Drei Königen“ in Neuß (Abb. 230), einem Lehen- und Offenhaus des Erzstifts Köln, kehrt der mittelalterliche Zinnen-

* Clemen: Kunstdenkmäler. Kreis Erkelenz. Bearbeitet von Edmund Renard. Düsseldorf 1904, Abb. 59.

kranz vom Rathause zu Calcar (Abb. 96) wieder. Das sog. Haus „Zu den fünf Ringen“ in Goch (Abb. 237) hat sogar das Ziermotiv der Wehrker von der Stadttorarchitektur übernommen. Hausteinkragsteine mit nasenbesetzten Spitzbogen. An den Seiten der achteckigen Türmchen je zwei Reihen kleiner Spitzbogenblenden. Bei den schmalbrüstigen niederrheinischen Bürgerhäusern hatte aber sonst der Wehrker keinen Platz mehr. Wohl wird noch hier und da der alte horizontale Zinnenkranz verwandt, wie beispielsweise an einem Haus in Calcar (Abb. 236). Aber die dreiachsige Fassade steht im konstruktiven Widerspruch zu dem Satteldach. Die beiden seitlichen Achsen des Fassadengiebels stehen über. Sie sind dekorativer Selbstzweck. Keine Gliederung, die aus der Konstruktion des Hauses entwickelt wäre. Der Bau mag noch aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts stammen. Später entwickelte das Bürgerhaus optisch und technisch aus dem Material des Backsteins und konstruktiv aus der Satteldachanlage seine eigenen Formen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß, neben der Zweckmäßigkeit, Material und Technik die wichtigsten formbildenden Faktoren der Baukunst sind. Aber man tut gut, auch hier noch einmal diesen Satz zu unterstreichen, um nach den vielen Irrtümern des 19. Jahrhunderts die Eigenart des niederrheinischen Backsteinbaus richtig zu verstehen*. Bleiben wir einstweilen im Gebiet des unteren Niederrheins, wo man das kleine Format des stark sandhaltigen oder künstlich gesandeten Backsteins, den sog. Klinker, verwandte. Die Fassade ist eine dünne Wand. Eisenanker müssen sie an die Balkenlagen binden. So entsteht die reiche malerische Belebung der Fassaden mit Ankerschlüsseln (Abb. 209, 230 ff.).

War schon aus dem uns Nordländern eigenen Gefühl für einen Bewegungsstil das Straßenbild auf reich belebte, klare

* Die bisher beste Darstellung: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. Flugschrift, ausgegeben im Mai 1913. „Vom Niederrheinischen Backsteinbau.“ Vortrag des Provinzialkonservators Prof. Dr. Renard in der 49. ordentlichen Vereinsversammlung des Deutschen Vereins für Ton-, Zement- und Kalkindustrie.



Abb. 230. Neuß-Vogtshaus.

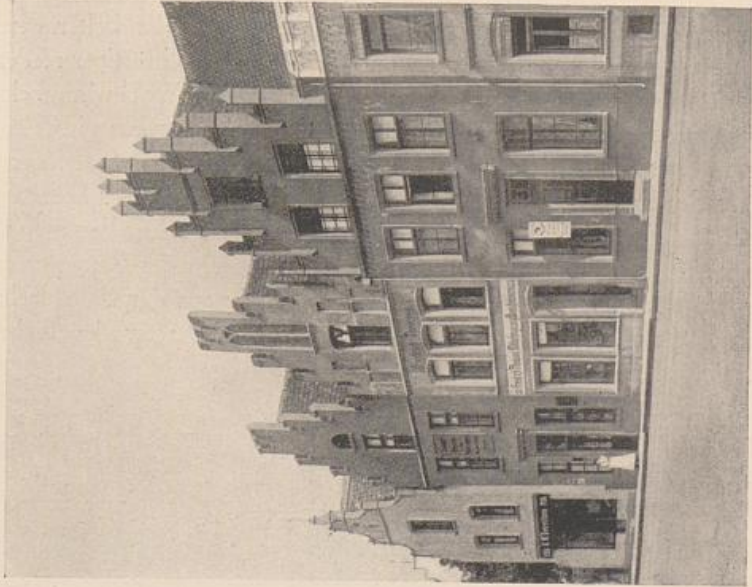


Abb. 232. Calcar. Marktplatz.

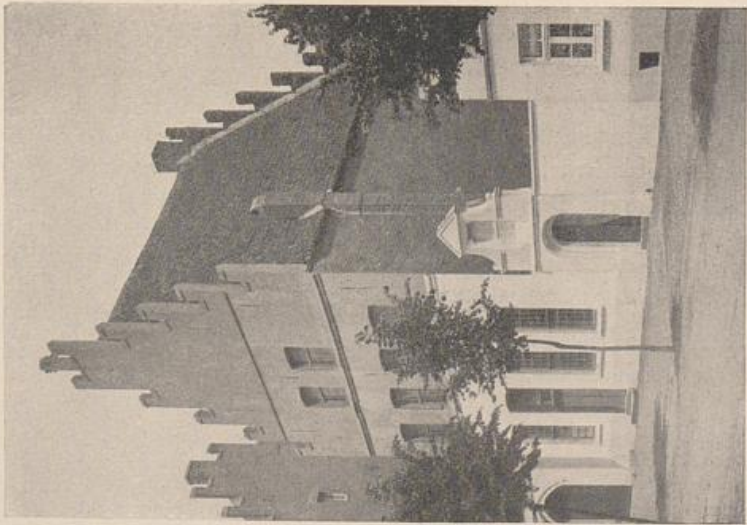


Abb. 231. Calcar. Grabenstraße.

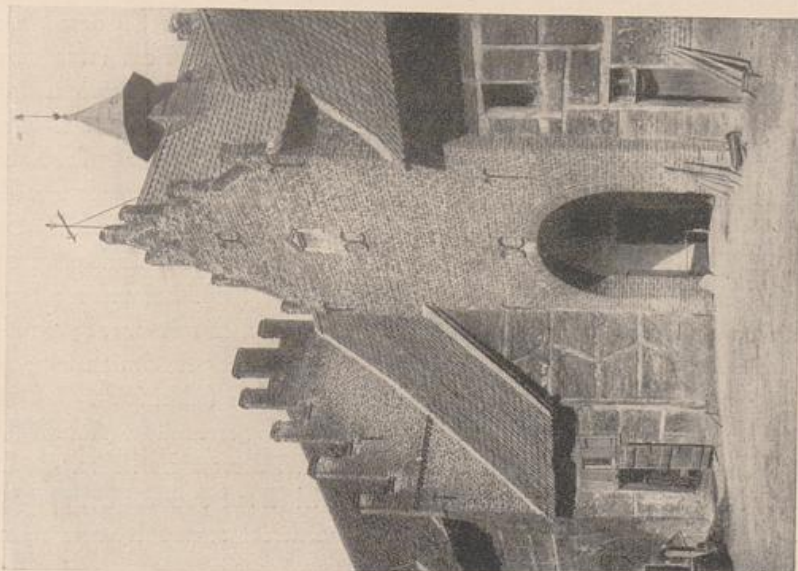


Abb. 234. Gastendonck bei Kempen.

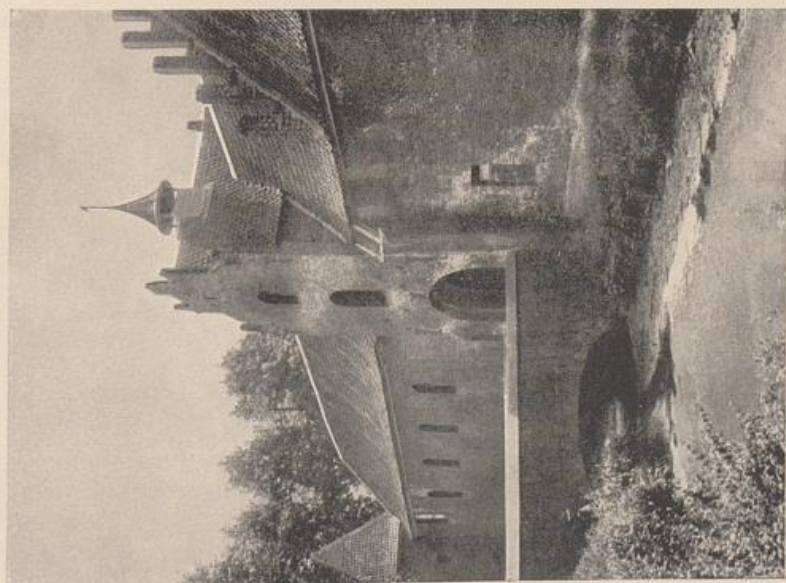


Abb. 233. Gastendonck bei Kempen.

Umrißlinien komponiert, so führte die Natur des Backsteins in Verbindung mit dem der klimatischen Verhältnisse wegen notwendigen hohen Satteldache erst recht dazu. Das dunkle violett-rote Material kann wie die Bronzeplastik optisch nur in einem scharf umrissenen Fernbild wirken. Die eckige kleine Form des Backsteins schrieb den Charakter der Umrißlinie vor. Es entstand der dunkle Treppengiebel. Er hielt sich erstaunlich lange, selbst noch im Schmuck gotischer Zierformen, als das Zeitalter des Klassizismus die breite dominierende Horizontale zur Geltung brachte. Bei den ältesten Beispielen hüpfert der Zinnenkranz, die Mauerkrone, über die Stufen des Giebels, und jede Zinne erhielt ihr kleines Satteldach. So an dem Haus zu den fünf Ringen in Goch (Abb. 237), an Häusern auf dem Marktplatz zu Calcar (Abb. 232) und in der angrenzenden Grabenstraße dort (Abb. 231). Bei anderen Bauten ward aus der Zinne ein viereckiges, überkant gestelltes Pfeilerchen, oben mit einer Pyramide bekrönt (Abb. 235). Eine Art gotischer Fiale, die ihre Profile vertikal über die Stufensteige zieht. Auf dem Marktplatz zu Calcar hat dieser Typ eine Reihe Vertreter (Abb. 232). Am Marktplatz zu Xanten hat die Fiale sich mit einer gotischen Kreuzblume geschmückt (Abb. 239). Andere Bauten legten den Fialenschmuck beiseite (Abb. 240). Wieder andere ließen die Dachlinien noch besser zur Geltung kommen, bauten einen Satteldachgiebel, auf dessen First der Schornstein endigt und dessen Seitenansätze mit Pfeilersockeln, vielleicht auch mit einer Pyramide ge-



Abb. 235. Goch. Marktplatz. Stich vom Jahre 1745.

schmückt wurden (Abb. 255). Die Bilder, die so entstanden, haben in ihrer Plakatwirkung und dem Reichtum der klar umrissenen dunklen Treppengiebel und Fialen oft einen phantastischen Reiz. Man muß einmal bei Mondschein durch die Gassen von Calcar wandern, die um das Rathaus sich gruppieren (Abb. 231, 232, 236, 246). Der Rathausplatz selbst ist ein wahres Musterbuch für Treppengiebelsilhouetten.

Aber trotz Calcar ist es nicht ganz einfach, sich ein richtiges Bild des einstigen malerischen Eindrucks unserer niederrheinischen Landstädte zu machen. Noch weniger in Emmerich, der alten „Embrica decora“, die man die „schmucke, mit Bauten gezierte Giebelstadt“ nannte. In den anderen Städten liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Der Klassizismus hat auch hier wieder seine graue Tünche angewandt und nicht selten nachträglich das Dach hinter einem Aufbau verdeckt, um seine Vorliebe für die nicht unterbrochene horizontale Dachlinie zu zeigen (Abb. 245). Der Kölner nennt diese Aufbauten „Flabes“. Unter Flabes versteht er aber auch das Vorhemdchen, das „Schmie-settchen“, und den Windbeutel. Also etwas Angepapptes und nicht ernst zu Nehmendes. Eine famose Bezeichnung für die späteren wenig glücklichen Aufbauten. Man muß alte Stiche des 18. Jahrhunderts zur Hand nehmen, um eine Vorstellung der einstigen Straßenbilder zu erhalten. Auf Beyers Stich vom Markt zu Goch (Abb. 235) geht es treppauf treppab von Haus zu Haus auf dem großen Platz. Über die Giebelhäuser hinaus ragt der Kirchturm. Genau in der Mitte der einen Platzseite steht die heute allerdings veränderte Giebelfassade der Reformierten Kirche vom Jahre 1699, ehemals die Gasthauskapelle. In der Mitte des Marktes unter dem Schutzalter Linden der Brunnen. Dieser reizvolle Maßstab für den Platz und seine Bauten ist längst verschwunden. Nur der langgestreckte Markt zu Rees hat seinen schönen Brunnen noch (Abb. 217). Teilweise auch noch seine alten Giebelhäuser (Abb. 241). Zwar andere Formen als in Goch und Calcar und erst aus späterer Zeit.



Abb. 236. Calcar. Partie am Rathaus. Vgl. Abb. 246.

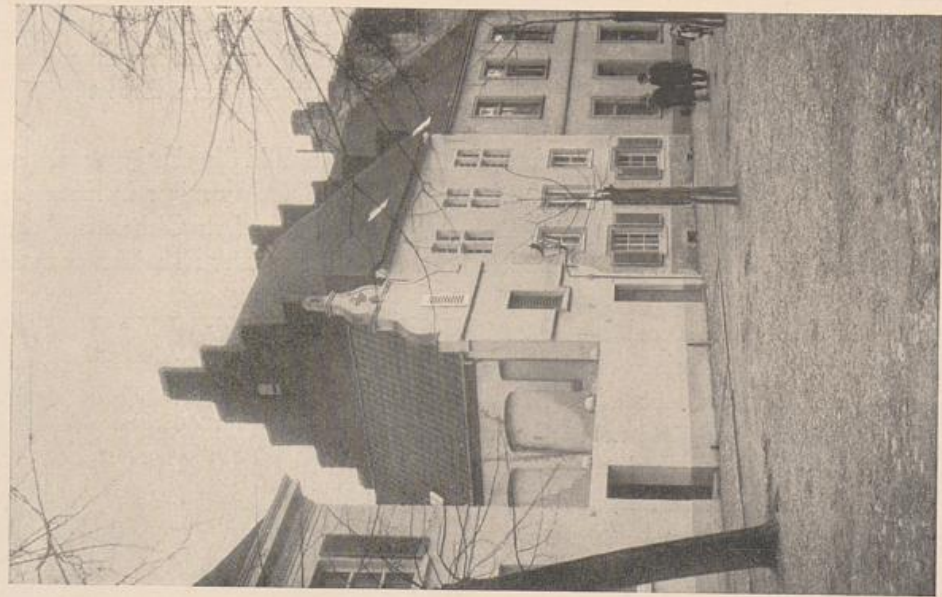


Abb. 238. Rees. Partie am Kirchplatz.

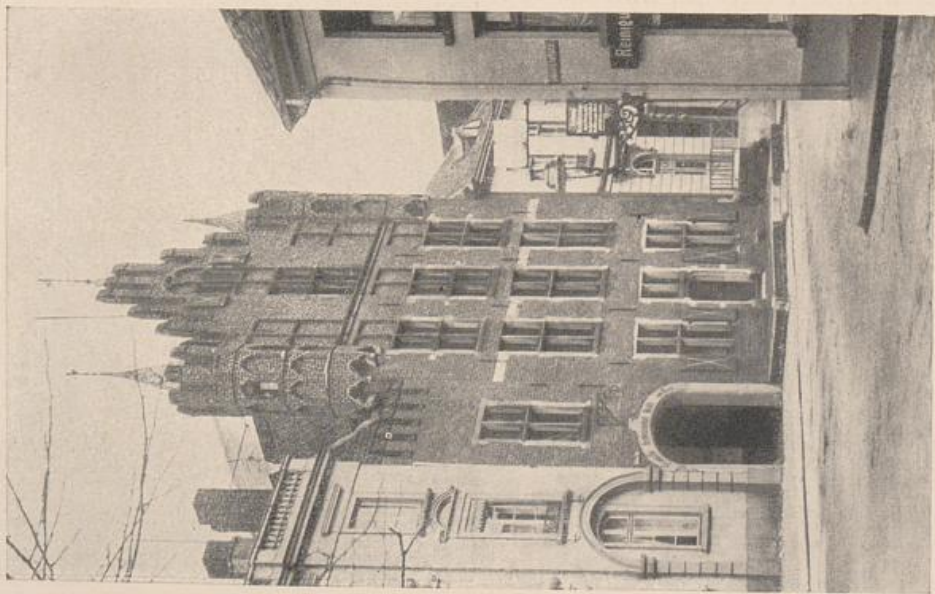


Abb. 237. Goch. Haus zu den fünf Ringen.

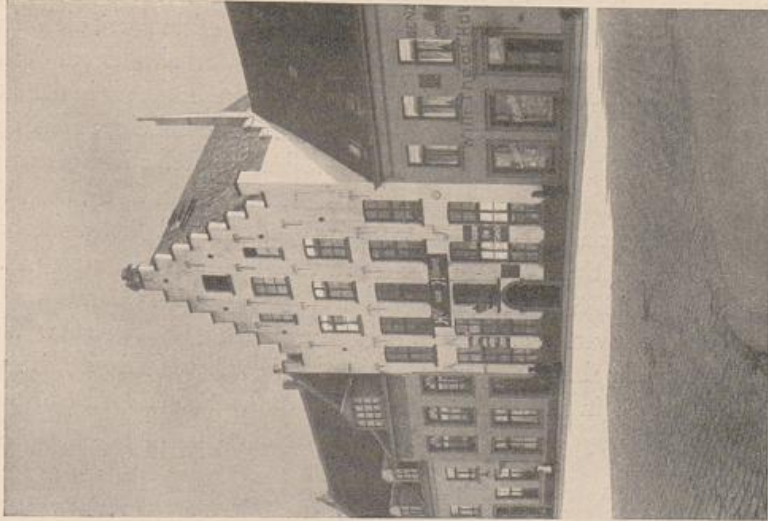


Abb. 240. Emmerterich, Hof von Holland.

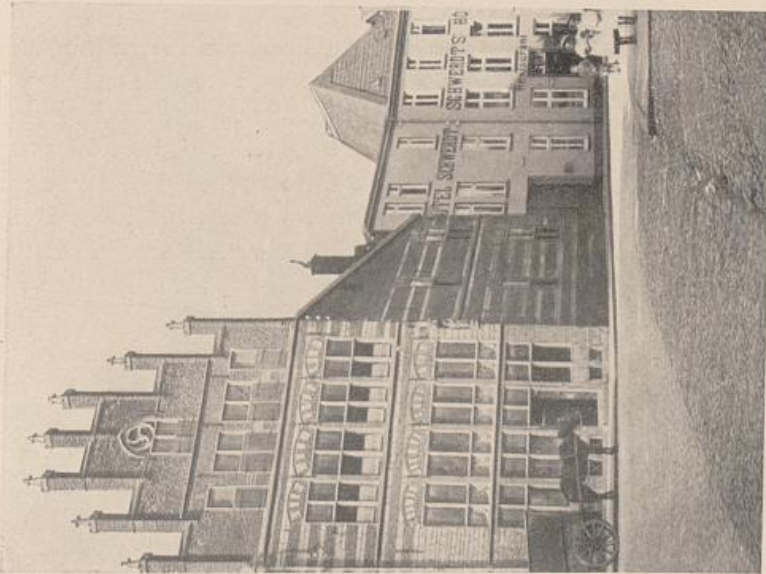


Abb. 239. Xanten, Haus am Marktplatz.

Die Bauweise am unteren Niederrhein um Xanten, Calcar, Goch, Cleve, Emmerich und Rees lehnt sich an die der benachbarten Niederlande, besonders des Utrechter- und Gelderlandes. Sprache, Lebensgewohnheiten, Rechts- und Wirtschaftsbeziehungen, die Verwandtschaft des landschaftlichen und menschlichen Charakters hatten die Grenzländer auf das engste verknüpft. Aus Flandern waren einst die Grafen von Cleve gekommen. Und in der alten Heimat wurzelte die Kraft der Kunst des Cleverlandes. Dazu kamen wechselseitige Handelsinteressen. Goch war im Mittelalter der Vorort der clevischen Wollentuchfabrikation, die nach Holland, Brabant und England ihre Erzeugnisse ausführte. Der Marktplatz zu Goch, das „Wüllenam“ sah oft Händler aus den benachbarten Niederlanden. Im 15. und 16. Jahrhundert sind in drei Generationen die Höfe zu Utrecht und Cleve durch das Haus Burgund verwandt. Teile des Landes unterstanden kirchlich dem Bistum Utrecht. Zütphen war der Oberhof von Emmerich, und die holländische Stadt vertrat die niederrheinische auf den Tagen der Hansa. Was Wunder, daß man beim Anblick der alten Stiche von Goch (Abb. 235), Cleve (Abb. 69), Emmerich usw. in den Niederlanden zu sein glaubt. Der Einfluß der niederländisch-niederrheinischen Bauweise blieb auch keineswegs auf das Cleverland beschränkt, reichte stromaufwärts in das



Abb. 241. Rees. Marktplatz. Vgl. Abb. 99 u. 217.

Kölner Gebiet, nach Neuß und Kaiserswerth, und verdrängte immer mehr den Einfluß der mittelalterlichen kölnischen Profanarchitektur.

Wie der Backsteingiebel mit oder ohne Zinnen und Fialen, so kehrt auch der Volutengiebel vom Rathausplatz zu Rees (Abb. 241) in den Niederlanden wieder. Zwischen den Stufen des Staffelgiebels hatte man Kurven angebracht, und damit waren die mannigfachsten Giebellösungen möglich geworden. Einige behielten noch die alten Stufenabsätze bei (Abb. 254); andere sogar noch die Fialen, zwischen denen sich die Giebellinie durchschlängelt (Abb. 250); wieder andere betonen durch Pyramiden oder sonstigen Schmuck die alten Stufen (Abb. 208); wieder andere wollen durch helle Horizontalbänder die Erinnerung an den Treppengiebel wachhalten (Abb. 206, 248, 252), bis die weit ausladende, zusammenfassende Volute die Abstammung verleugnet (Abb. 205, 242). Die niederländische Welle erreichte über Kaiserswerth, Düsseldorf und Neuß selbst die Freie Reichsstadt Köln. Es kamen die verschiedensten Momente zusammen, welche die niederländischen Künstler nach der rheinischen Metropole zogen, und bewirkten, daß Kölns künstlerische Beziehungen zum Mittelrhein und Süddeutschland immer mehr sich lösten (vgl. S. 183). Es war die Folge der schon seit dem 13. Jahrhundert einsetzenden Verschiebung des Kölner Handels. Sein Hauptweg führte durch die Niederlande nach England. Aber wie in der kirchlichen Baukunst, so hatte auch in der bürgerlichen Bauweise die kölnische Gotik noch ein langes Nachleben. Der Gasthof van der Stein-Bellen am Heumarkt (Abb. 247) vom Jahre 1540 zeigt noch die alten gotischen Zinnen. Aber in den antiken Medaillons in diesen Zinnen und in den horizontalen Ornamentfriesen unter jeder Fensterreihe, Ranken mit Delphinen und Fischmenschchen, äußert sich der Einfluß der Renaissance. Die Vorlagen der Frieze waren Ornamentstiche, die man auch für die rheinische Möbelschnitzerei ver-



Abb. 242. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 249 u. 251.

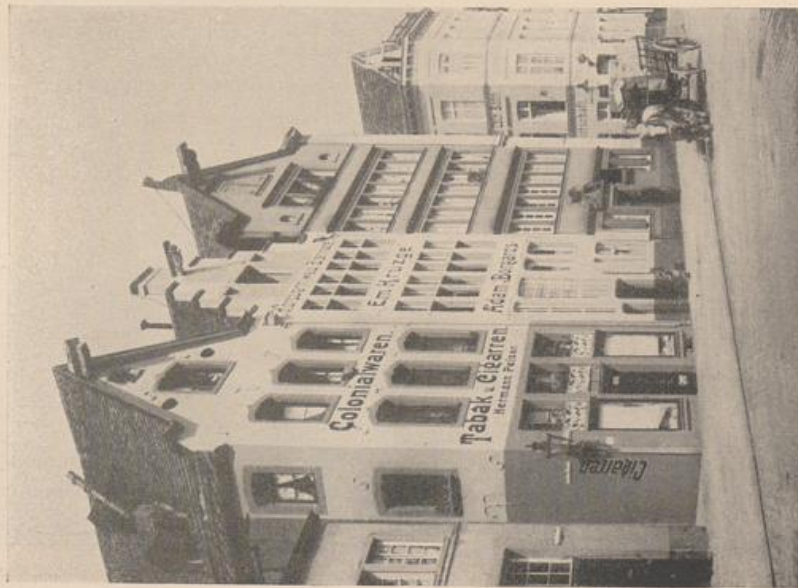


Abb. 243. Köln. Am Bollwerk. Vgl. Abb. 263.



Abb. 244. Köln. Alter Markt. Haus der Bäckerinnung.

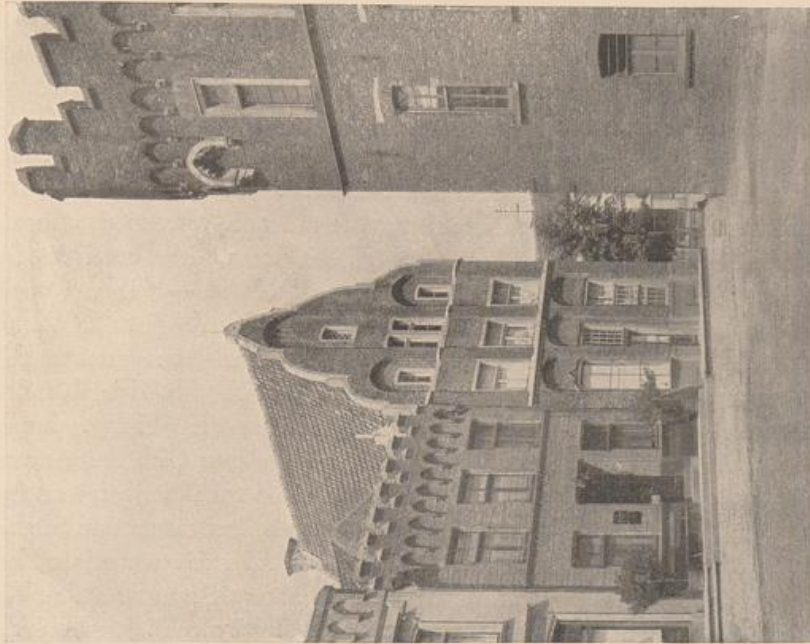


Abb. 246. Calcar. Partie am Rathaus. Vgl. Abb. 236.



Abb. 245. Köln. Am Bollwerk.

wandte. Ganz neu ist auch die Fassadenbildung. Schmale Fenster mit fast scheidrechten Korbbögen geschlossen, weit schmaler als die gotischen und eng aneinandergerückt, so daß die ganze Wand in Fenster aufgelöst ist. Ähnlich der Herrenhausfassade im Hofe zu Schloß Horst (Abb. 156). Diese neue Fensteranordnung wurde in Köln allgemein üblich. Das etwa um dieselbe Zeit wie das Haus van der Stein-Bellen errichtete Faßbinderzunftthaus am Filzengraben (Abb. 248) hat eine gleiche Fensterform und einen Prachtgiebel mit Voluten, Bandwerk, Knorpeln und Statuen. Er dürfte als der älteste der malerischen sog. flandrischen Giebel in den Rheinlanden gelten. Meister Arndt Johannssens Giebel auf Horst (Abb. 160) stammt erst aus den sechziger Jahren; die zu Frenz (Abb. 161—163) sind noch jünger; Willem van Noremborgs Kerkbog zu Nymwegen stammt aus dem Jahre 1605 (Abb. 157); der verwandte Giebel Ecke Ölstraße und Neuer Steinweg zu Emmerich ist aus derselben Zeit, ebenso die an der Brauerzunft und an dem Privathaus „Unter Hutmacher“ Nr. 31 in Köln (Abb. 244).

Treppen-, Sattel- und Volutengiebel begegnen sich oft an demselben Hause. Der malerische Reiz liegt dann in der geschickten Gruppierung der verschiedenen Giebelformen zueinander. Emmerich hat dafür ein glänzendes Beispiel, das leider, wenn auch hier keine rettende Hand sich zeigt, dem unfehlbaren Verfall entgegensieht. Zwischen Stadtmauer und Straße die sog.



Abb. 247.
Köln. Heumarkt. Gasthof van der Stein-Bellen.

Baronie (Abb. 249. 242). Der Bau trägt seinen Namen nach dem Emmericher Stiftsherrn Baron Droste zu Vischering, der ihn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwarb. Vorher war es der Sitz der Herren von Hoen und von Dorth. Es ist der letzte der Emmericher Adels- und Patrizierburgen. Wir dürfen uns ähnlich die Häuser der Herren von Aswijn, von Rijswijk und von der Zwaluwenburg in Emmerich vorstellen! Ein zweistöckiger Bau mit verschiedenen einstöckigen Anbauten. Und jeder mit einem anderen Giebel. Selbst die beiden am Hauptbau sind verschieden (Abb. 242). Von ähnlichem malerischen Reiz ist die Giebelkomposition der Vorburg von Haus Gastendonck bei St. Hubert-Kempen (Abb. 233, 234). Am reichsten aber das Bild vom Garten des Hauses Josef Lauff aus, das heute Claus Meyer bewohnt, auf die Hintergiebel des Kloster-Krankenhauses zu Calcar (Abb. 250). Ein Sattelgiebel, drei Fialengiebel, der vierte ein Volutengiebel, der aber die alten Fialen beibehalten hat. Die Photographie kann leider die Farbenwirkung der Gebäudegruppe gar nicht wiedergeben. Die helleren Klinker, weiß gefugt, heben sich von dem dunklen Pfannendach und gegen den blauen Himmel ab. Die hellen

Hausteinplatten auf den Fialen sind farbig von ganz seltsamem Reiz. Nur eins fehlt dem Bilde heute: die früheren bunten Schlagläden.

Kehrt noch ein schmaler, schlanker, achteckiger Treppenturm zu der Giebelkomposition, dann kann das Bild von wunderbarer Schönheit sein. Aber leider haben wir am Niederrhein, von Rathhäusern abgesehen, nur noch zwei solcher alter Treppenturmanlagen. Am Zollhaus zu Kaiserswerth vom Jahre 1635, einem hohen, zweigiebeligen Backsteinbau (Abb. 253). Dann die Xantener Kartause vom Jahre 1646 (Abb. 257). Vor dem dreistöckigen Mittelbau steigt nach dem Garten zu der Turm auf, genau in der Mitte, die offene Galerie unter der flachen Haube, dem kleinen offenen Dachreiter entsprechend. Aus den reich umrandeten Seitengiebelwänden laufen nach beiden Seiten zweistöckige Nebentrakte mit schlichten Satteldachgiebeln ge-



Abb. 248. Köln. Filzengraben. Faßbinder-Zunftthaus.

schlossen. Von der Straße aus gesehen glaubt man in dem malerischen Bilde des stolzen Baues einen alten Edelsitz zu erkennen (Abb. 258). Die Xantener Kartause wie die Emmericher Baronie geben auch in der Tat die beste Vorstellung der einst zahlreichen Patrizierburgen innerhalb der Mauern unserer niederrheinischen Städte. Wir sind ihnen schon in Köln begegnet. Wenn Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten den Treppenturm vom Hause Hackeney den „ersten Windeltorn“ nennt, so ist damit nicht zeitlich die erste Anlage, sondern die reichste Ausstattung gemeint. Köln hatte im 16. Jahrhundert eine ganze Reihe Patrizierhäuser mit „Windeltorn“. Am Rinkenhof, an der Propstei St. Maria ad gradus, am Lichhof, am Hessenhof u. a.*

Wir haben beim städtischen Wohnhause zwei Typen zu scheiden. Zunächst die Hofanlagen. Es waren die Absteigequartiere des Adels aus der Nachbarschaft. Oder die Wohnungen der Hauptwürdenträger der Klöster und Stiftungen, sog. Kurien. In den Handelsstädten hatten auch wohl die kaufmännischen Vereinigungen fremder Städte oder Territorien einen gemeinsamen Hof. Bald folgten in den Vorstädten die Höfe der reichen einheimischen Kaufherren. Diese Hofanlagen waren, wenn sie von Mauerzügen eingefast waren, unabhängig vom Lauf der Straße, waren wie die Höfe auf dem flachen Lande oft mehrflügelig, unterschieden zwischen Wohnhaus, Wirtschaftsbau, Stallung usw. Aber das alles war sehr verschieden. Einige hatten im Erdgeschoß offene Hallen. So das Haus Lichhof 24 in Köln**.

* Vgl. genaue Aufzählung bei Vogts a. a. O., S. 117 und Abb. 7, 13, 45, 104, 105, 112.

** Vgl. Abb. 104 bei Vogts a. a. O.

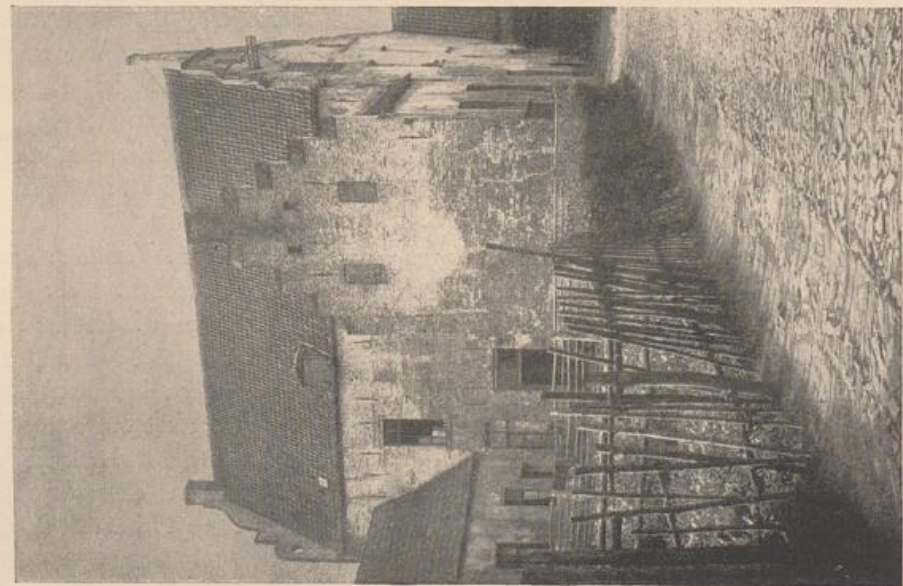


Abb. 249. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 242 u. 251.

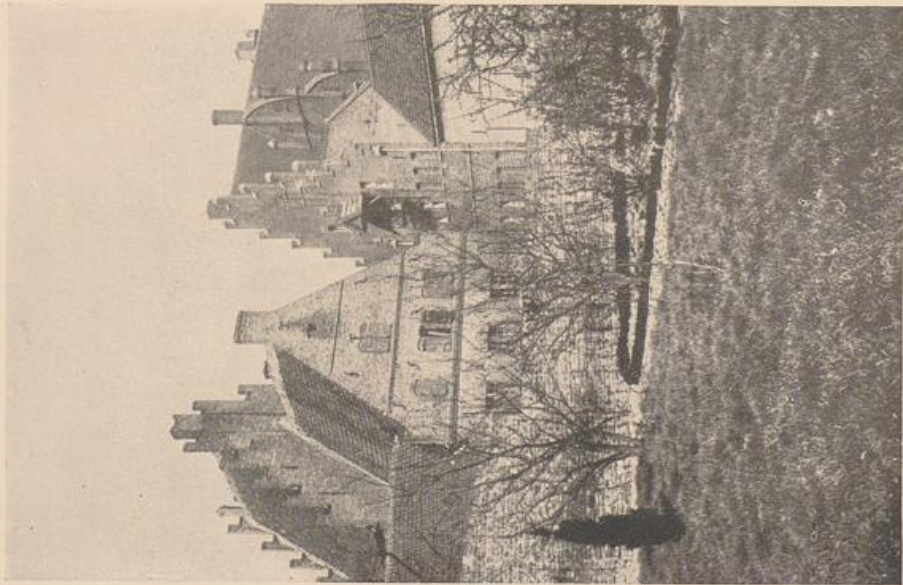


Abb. 250. Calcut. Krankenhaus des Franziskanerklosters.

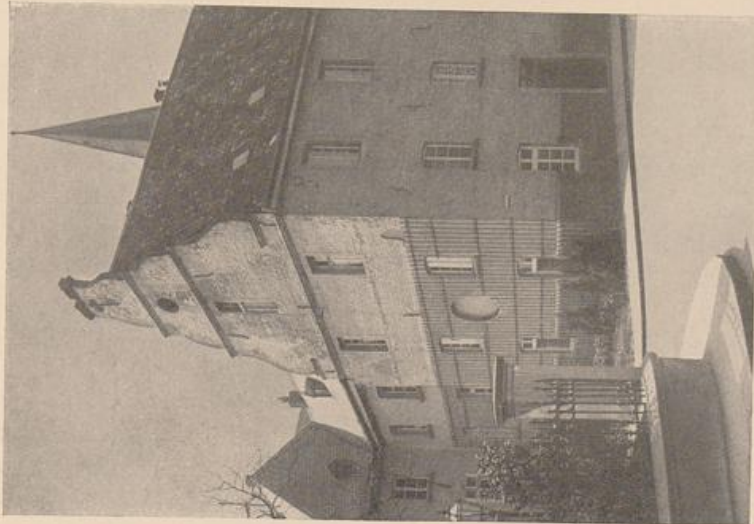


Abb. 252. München-Gladbach. Alte Klosterschule (Amtsgericht).

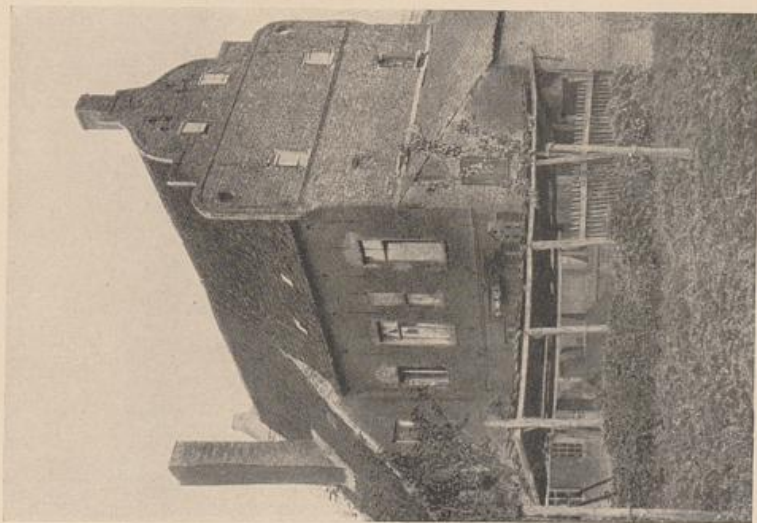


Abb. 251. Emmerich. Baronie. Vgl. Abb. 242 u. 249.

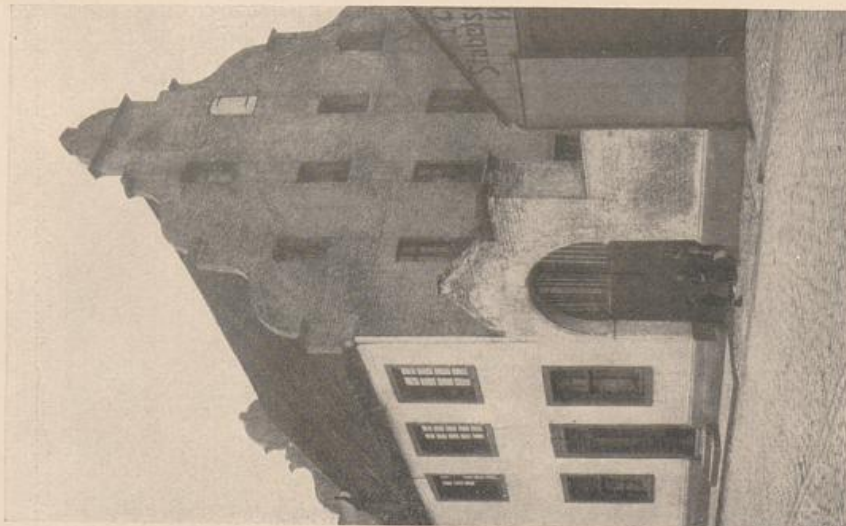


Abb. 254. Kaiserswerth.

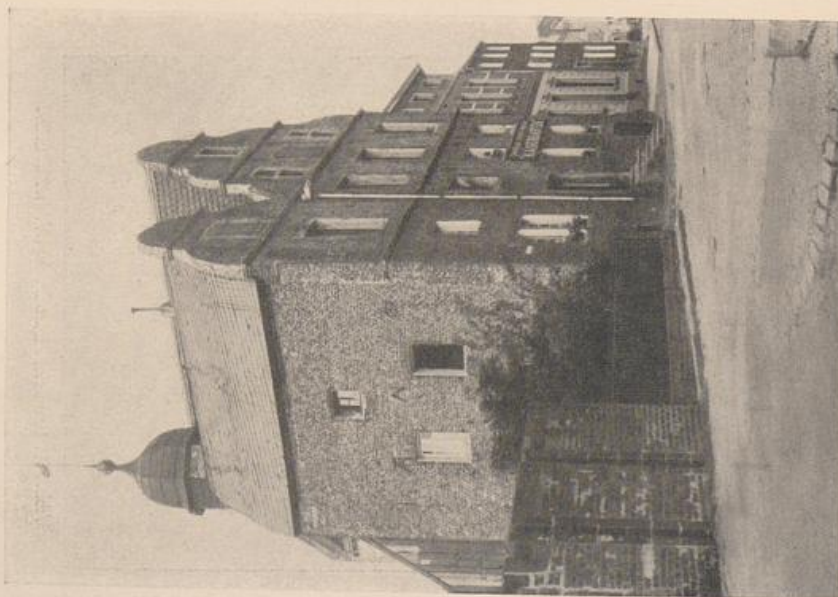


Abb. 253. Kaiserswerth. Zollhaus.

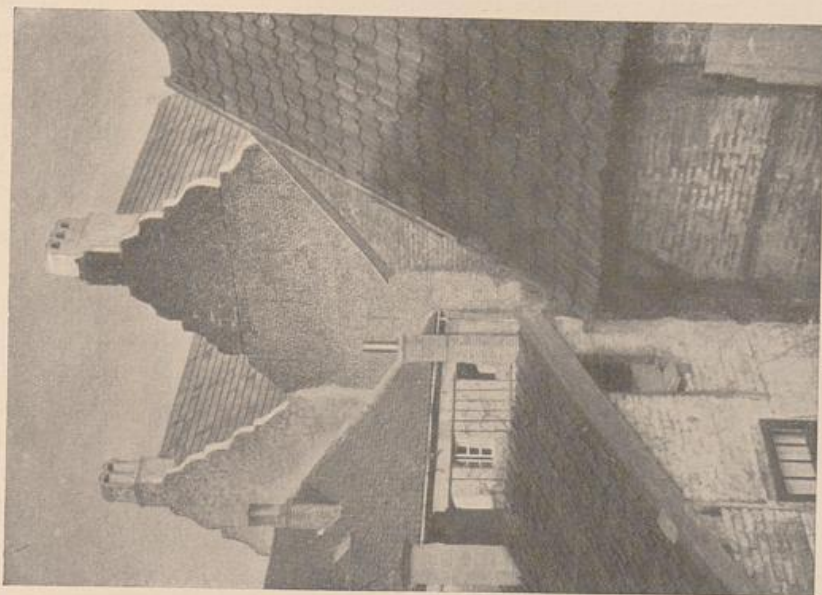


Abb. 256. Orsoy.



Abb. 255. Rees.

Eine freie Toranlage und der schmale Treppenturm waren die besondere Eigenart der Höfe. Der andere Wohnbautyp ist das Reihenhause. Die weit geringere Breite als bei der Hofanlage, dann die Abhängigkeit von der Straße diktierten seine Anlage. Man baute in die Tiefe. Ein Hinterhaus mußte für die schmale Front entschädigen. Plätze liebte man einheitlich zu gestalten. Giebel reihte sich an Giebel (Abb. 232, 235). In den Straßen aber war mehr Freiheit gestattet. Waren die Grundstücke für einen dekorativen Giebel zu breit, so legte man den Satteldachfirst parallel zur Straße. Die Brandmauern zeichneten über die Dachlinien Backsteintreppen (Abb. 231, 238), schmückten auch wohl deren Stufen mit Pyramiden oder Fialen oder sonstigen Aufsätzen (Abb. 69). Die Silhouette des Straßenbildes gewann



Abb. 257. Xanten. Kartause. Vergl. Abb. 258.

dadurch an Belebung und interessanter Überschneidung. Ein schmaler Gang lief zu den Hinterhäusern. War er breit genug, so erhielt er einen besonderen Torbogen (Abb. 231). Die Brandmauer nach der Gasse legte sich dann einen reicheren Giebel zu, vor allem wenn der Torbogen der Haupteingang zum Haus war (Abb. 254). Später hat man oft die Gassen überbaut. Entweder blieb dann, wie bei dem Haus zu den fünf Ringen in Goch, der Torbogen erhalten (Abb. 237), oder ein schmales kleines neues Häuschen füllte die Gasse (Abb. 238). War diese bis dahin der Zugang zum alten Haus, so mußte in dessen Straßenfassade ein eigener Eingang gebrochen werden. Das Verbauen der Gänge und Gassen war nicht selten mit Streitigkeiten verbunden, denn jeder Nachbar glaubte halt der Eigentümer zu sein.

Der Backsteinbau ist aber nicht nur wie die Bronzeplastik auf Silhouette, auf eine klare Umrißlinie zu gestalten, sondern sie verlangt auch für die Wirkung innerhalb der

Straße nach einer inneren Gliederung der dunklen Fassadenfläche. Die älteren Bauten legten Blenden um die Fensteröffnungen (Abb. 235, 236, 260). Aber das Relief dieser Blenden ist bei der Natur des Materials nur gering, und der Licht- und Schattengegensatz auf der dunklen Fläche nicht so wirkungsvoll wie bei dem hellen Tuffsteinbau. Farbe mußte diesen Mangel ersetzen. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder verwandte man für Profile, Tür- und Fensterrahmen hellen Haustein oder man kälkte die Fassade. An der alten Kirche zu Kempen steht so ein altes gekalktes Backsteinhaus (Abb. 260). Der Sockel wieder geteert. Der helle Treppengiebel kann sich freilich gegen den hellen Himmel und das verzehrende Sonnenlicht nicht mehr so klar behaupten wie seine ungekalkten Vettern. In der gegebenen Situation des Hauses auf dem Platz an der Kirche ist aber die Gliederung der Innenfläche das wichtigere. Die Blenden werfen starke Schlagschatten und ein Spiel von hell und dunkel belebt malerisch die Fläche. Bei dem mächtigen, vierstöckigen Hof von Holland vom Jahre 1650 auf dem Marktplatz zu Emmerich (Abb. 240) ist aber der herausragende Giebel, also das Fernbild, das wichtigere. Damit Sonne und Himmel die klar gezeichnete Giebellinie nicht zerstören, hat man die Stufen mit dunklen Steinen abgedeckt.

Das frühere Kälken der Backsteinhäuser hat mit dem gedankenlosen Verputzen des Klassizismus oder dem noch greulicheren Verzementieren der Fassaden in den Tagen der Gründerrenaissance im 19. Jahrhundert gar nichts zu tun. Farbe setzt immer dort ein, wo die Formen nicht mehr sprechen können. Überschneidungen sind bei dem dunklen Material des sich in Flächen- und Umrißbildern äußernden Backsteinbaus nicht sichtbar. Hier muß daher die Farbe reden.



Abb. 258. Xanten. Kartause. Vergl. Abb. 257.

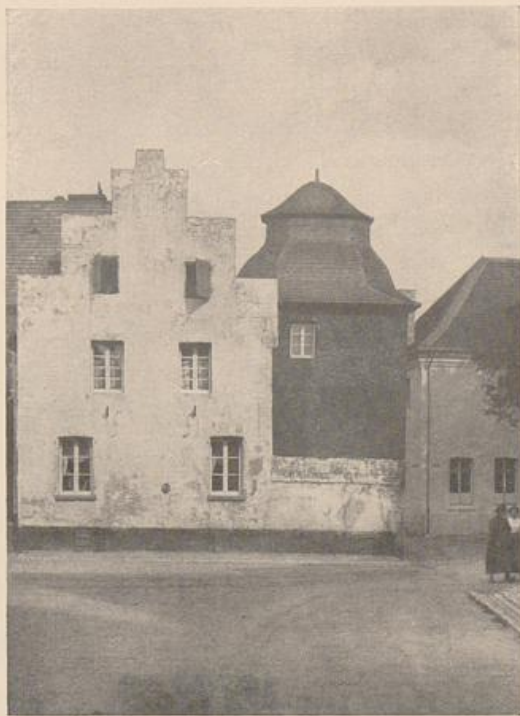


Abb. 259. Kaiserswerth. Am Münsterplatz.

Auf dem Stiftsplatz zu Kaiserswerth verdeckt ein Teil eines Bürgerhauses mit Treppengiebel die dahinter liegende viereckige, mit einer barocken Haube bekrönte Kapelle (Abb. 259). Es war sehr klug, das Giebelhaus zu kälken. Das gibt Distanz. Und wohl gemerkt, es konnte nur das Giebelhaus und nicht die dahinter liegende Kapelle gekälkt werden. Hell hebt sich gegen dunkel, die helle Kapelle aber nicht so wirkungsvoll gegen den hellen Himmel ab. Auch die kleine Gartenmauer wollte gekälkt sein, damit man sieht, wohin sie gehört, und sie nicht in die dunkle Fläche der Kapelle fällt. In Rees zeigen zwei Bürgerhäuser dem Rhein zu gleiche Giebelfassaden (Abb. 255). Die eine hell gefugt, die andere gekälkt. In der Häusergruppe des Kapuzinerklosters zu Kaiserswerth hat ein Bau nur die Giebelfläche gefugt. Der Giebelrand ist indes gekälkt. Andere Bauten faßten ihn mit Haustein ein, damit er besser sich gegen das rote Dach abhebt (Abb. 246). Die Langseiten sind gekälkt.

Das alles nur der optischen Klarheit wegen. Um mit der Natur zu konkurrieren, um aufzufallen, um ein neues Formenganzes zu gestalten, nahm man Farben, die in der Natur nur wenig vorkommen. Beim Backsteinbau das leuchtende Weiß. Im übrigen war es immer nur ein Tönen der Flächen, kein dicker Anstrich. Wie das Korn des Marmors einer griechischen Statue immer sichtbar blieb trotz Farbeauftrags, so wurden auch die Ziegellagen bei den Backsteinhäusern nicht verdeckt. Ein roter, violetter oder blau-grüner Schimmer huscht über den Kalkanstrich. Und die Ziegel lugen durch.

Interessanter ist die farbige Gliederung der dunklen Backsteinflächen durch Haustein. Die Zahl der guten Beispiele ist gering. Was der Klassizismus verschont hat, hat das 19. Jahrhundert verzementiert. Wir haben daher leider nur wenige unverputzte Backsteinbauten, die ihre alten Hausteinfensterkreuze, Rahmen und Profile noch aufweisen. In Goch das Haus „Zu den fünf Ringen“ (Abb. 237). Aber erst seit einigen Jahren. Man hat nach sorgfältiger Untersuchung des Mauerwerkes die im Laufe des 19. Jahrhunderts veränderten Fensterrahmen entfernt und die mutmaßlich alte Gestalt wieder angebracht*. Auf dem Marktplatz

* Abb. des früheren Zustandes s. Abb. 14 u. 16 in den Berichten über die Tätigkeit der Provinzialkommission für die Denkmalpflege in der Rheinprovinz. VI. Bonn 1901. Die Wiederherstellungsarbeiten von Diözesanbaumeister H. Renard.

zu Calcar (Abb. 246) ist bis auf das eine Eckhaus mit hohen Ziegelblenden, der Hausteinfassung am Giebel, den hellen Fensterrahmen und Profilen neben dem Rathaus jede Fassade verändert worden (Abb. 232). Die wenigen späteren Änderungen stören wenigstens nicht das alte Bild des Giebelhauses. In Xanten wäre dann das schöne Fialenhaus am Marktplatz zu erwähnen (Abb. 239). Allerdings ich weiß nicht, wie weit die heutige Wirkung auf Wiederherstellungsarbeiten vom Jahre 1866 zurückzuführen ist. Wenn die alte Aufteilung beibehalten sein sollte, so hätten wir es mit einem farbenreichen Sonderling am unteren Niederrhein zu tun, der sonst dem Lande ganz fremd ist. Aber freilich, immer nach dem heutigen Denkmälerbestand gerechnet. Denn wissen wir überhaupt, wie farbenprächtig einst unsere niederrheinische Heimat war? Ein Bild wie Beyers Stich vom Marktplatz zu Goch läßt das nur ahnen (Abb. 235). Bis zur Höhe des zweiten Stockwerks besteht das Xantener Haus aus Tuff; im dritten Stockwerk wechseln Tuff- und Backsteinlagen. Der Giebel ist ganz aus Backstein, nur daß die Kreuzblumen auf den Fialen, der Maßwerkschmuck im obersten Fenster und die Rahmen der darunter gelegenen schlichten Fensteröffnungen aus Hausteine sind. Aber deren Entlastungsbögen sind aus Backstein. Die übrigen wechseln mit Backstein und Tuff. Ähnliche Entlastungsbögen hatten einst Häuser auf dem Marktplatz zu Goch (Abb. 235). Die eng aneinandergesetzten Fensterrahmen in Xanten haben noch die alte Form der gotischen Profile und Blenden für die Schlagläden. Die Brüstungsfelder unter den Fenstern im ersten Geschoß sind mit gotischem Maßwerk, mit Fischblasen, geschmückt. Der Anbau zeigt denselben wirkungsvollen Wechsel von Tuff- und Backsteinlagen.

Die schönsten Beispiele bürgerlicher Backsteinarchitektur am Niederrhein hat Neuß (Abb. 209, 261, 262). In der soliden Ausführung und der exakten



Abb. 260. Kempen. An der alten Kirche.

Bearbeitung prächtige Gegenstücke zu der weit älteren Harffschen Burg bei Nörvenich (Abb. 137). Das ist um so überraschender, da die Kriegswirren des 16. und 17. Jahrhunderts Neuß ganz besonders heimgesucht hatten. Bei dem großen Stadtbrande vom Jahre 1586 gingen allein 900 Häuser zugrunde, in den Hessenkämpfen 251. Die Anlage der Zitadelle von 1672 forderte weitere 39 Häuser. So bietet Neuß im ganzen nur eine geringe Blütenlese bürgerlicher Backsteinbauten. Es kommt dazu, daß das wenige Erhaltene später nicht unwesentlich verändert worden ist. Bis auf drei Bauten, die im ganzen unberührt geblieben und daher für die Geschichte des bürgerlichen Backsteinbaues am Niederrhein von allergrößter Wichtigkeit sind. Auf dem Büchel das Haus Nr. 50 vom Jahre 1604. Das Haus „Zum Schwatten Rosz“ (Abb. 209, 262). Dann in der Oberstraße die malerische Gruppe



Abb. 261. Neuß. „Zum Goldenen Stern“. Vgl. Abb. 264, 265.

zweier Bauten, Nr. 128 und 130. Das Haus „Zur Blumen“ (Abb. 266) und das „Zum Goldenen Stern“ (Abb. 261, 265). Treppengiebelhäuser mit horizontalen Hausteinfugen. Die Fenster mit Hausteinfugen. Darüber der backsteinerne Entlastungsbogen. Die Backsteinfugen scharf gezogen. Auch die alten Hausteinfensterkreuze sind noch erhalten. Nur der untere Teil hat Schlagläden. Daher besondere Blenden. Die Fensterscheiben liegen hier tiefer im Rahmen als in dem oberen Teil. Die kleinen Butzenscheiben sind der glückliche Maßstab für die monumentale Wirkung dieser Bauten (Abb. 209).

Das bürgerliche Wohnhaus, meist doppelt so tief als breit, wenn es mit einem Giebel sich der Straße zeigt, teilt sich im Erdgeschoß in ein etwa quadratisches, nach der Straße gelegenes Vorhaus, „Voorhuis“, wie der Holländer sagt, und ein etwa ebenso großes Hinterhaus. Die

nach dem Hofe gelegene Stube, die der Holländer „Achterkamer“ nennt, nahm bei größeren Bauten eine wichtige Bedeutung an, vor allem, wenn das Vorhaus neben Wohnraum und Küche auch noch Verkaufsräume faßte. Es war der Saal, das Salet oder Saelet. Neben ihm lief aus dem Vorhaus ein Gang in den Hof (Abb. 264). Der Düsseldorfer nennt ihn „Henge dorch“, hinten durch; oft meint er damit, besonders bei den Altbierstuben, auch das hofwärts oder im Anbau gelegene Zimmer. Bei einigen Bauten trennt sich die Küche vom Wohnhause und findet zwischen diesem und der Achterkammer ihren Platz. Wenn sie dann nicht direktes Seitenlicht erhielt, war sie auf indirektes Licht vom Vorhaus angewiesen.

Das Vorderhaus hat, seinem Zweck entsprechend, die verschiedensten Einbauten erfahren, einen Laden, ein Kontor oder eine Wirtsstube. Das ist am besten in Kölner und Düsseldorfer Bierhäusern heute noch zu sehen. „Em Krüzge“ (Abb. 263, 243), im Haus „Zur Glocke“ und bei Josef Früh in Köln, im „Goldenen Kessel“ und im „Schiffchen“ zu Düsseldorf. An der Wand liegen auf der Bierbank die Fässer. Das ist die Zapfstelle. Gegenüber hat die Bierstube einen kleinen erkerartigen, oft reich geschnitzten Ausbau mit einem Schalfenster. Hier sitzt auf einem eingebauten Platz die Wirtin, kann Zapfstelle wie Wirtsstube übersehen, kontrolliert die Tätigkeit der „Zappes“ und läßt keinen der blaugeschürzten Zapfjungen in die Stube, wenn er nicht vorher am Erker für jedes Glas eine Biermarke hinterlegt hat (Abb. 263). Das Vorhaus erhielt aber auch noch eine weitere Bereicherung durch Hängestuben und Zwischen-



Abb. 262. Neuß. „Zum Schwatten Rosz“. Vgl. Abb. 209.

geschosse, die dann natürlich auch eine Änderung in der Aufteilung der Fassade bedingen. „Em Krüzge“ am Bollwerk zu Köln (Abb. 243) und bei den Neußer Bierhäusern (Abb. 209, 261, 262) deutlich erkenntlich. Der eine Teil, die Schenkstube, hat die alte Höhe des Vorderhauses beibehalten (Abb. 265, 266). Der andere Teil ist zweigeschossig und äußert sich als solcher nicht allein in der Fassadengliederung, auch nach der Schenkstube in Tür- und Fensteröffnungen (Abb. 264). Ja, auch der Teil zwischen der Hofstube und dem unveränderten Vorderhause gliedert sich zweigeschossig und nahm im Zwischengeschoß Schlaf- und Dienstkammern auf. Zugänglich sind diese Hängestuben entweder von der Wendeltreppe selbst oder von einer mit dieser verbundenen Galerie (Abb. 263, 264). Die Bilder der Neußer Bierstuben sind von ganz wunderbarem malerischen Reiz (Abb. 264–266). Durch die kleinen Butzenscheiben mit bleigefärbten Sternen, Kreisen, Kreuzen, Wappen und Rauten in den hohen, schmalen, mit flachem Korbbogen geschlossenen Fenstern dringt gedämpft das Tageslicht in den Raum. Vor dem Eingange ist der eingebaute Windfang. Galerien und lausiche Fensteröffnungen an den Seiten. Hoch oben die alte stuckierte Balkendecke. Man setze würfelspielende und rauchende Holländer aus den Tagen des Pieter de Hooghe und Terborch in einen solchen Raum. Es könnte dann ein Bild von Claus Meyer sein.

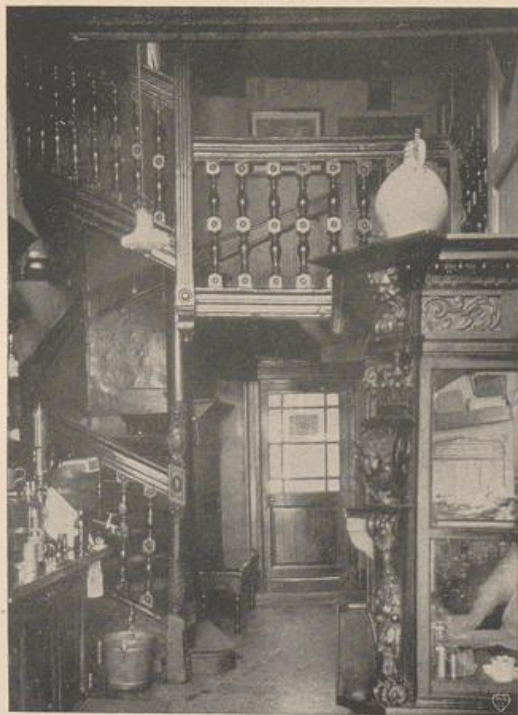


Abb. 263. Köln. „Em Krüzge“. Am Bollwerk.
Vgl. Abb. 243.

Die oberen Stockwerke dienten in den übrigen niederdeutschen Städten als Speicher. Die Wohnräume lagen nur im Erdgeschoß. Am Niederrhein aber diente nur der Giebel als Speicherraum. Das obere Geschoß war zu Wohnräumen eingerichtet. Der Grundriß war hier ein ganz anderer als im Erdgeschoß. Am Ende der Wendeltreppe nur ein kleiner Vorplatz. Nach dem Hof zu Schlafräume. Und während der Hauptwohnraum, die Hofstube, im Erdgeschoß lag, ward im ersten Stock nach der Straße zu, die ganze Breite des Hauses einnehmend und diese in hohen, aneinandergereihten Fensteröffnungen auflösend, der große Saal angebracht (Abb. 209). Die Kölner Häuser haben oft mehrere solcher Obergeschosse (Abb. 243, 244). Fraglich, ob das alles Wohnräume waren. Vielleicht auch Speicherräume. Bei dem Doppelhaus der Bäckerinnung auf dem Alten Markt zu Köln sind diese deutlich auch an den Speichertüren,



Abb. 264. Neuß. „Zum Goldenen Stern“. Vgl. Abb. 261 u. 265.

d. h. den später zu Fenstern umgebauten Türöffnungen, zu erkennen (Abb. 244). Die Fenster neben der Speichertür beleuchteten nicht selten noch besondere Dienstbotenkammern. Der oberste Speicher hatte aber unter dem sich verjüngenden Giebel dafür keinen Platz mehr. Den Fenstern entsprechend brachte man zu beiden Seiten der Speichertür runde oder ovale Entlüftungslöcher an (Abb. 209). Das 17. Jahrhundert schmückte sie mit barocken Kränzen, die schließlich nur eine Blenddekoration darstellten (Abb. 245). Hoch oben aus dem Giebel

schaute der als Löwe oder Delphin oder mit reichem Knorpelwerk gezierte Kranenbalken auf die Straße herab (Abb. 243). Breite Treppen mit geradem Lauf waren selten. Der Kranenbalken mußte die Waren in die Speicherräume aufziehen.

Als Decken legte man quer über die offenen Balken Dielenbretter. Das Mittelalter, ja auch das 16. Jahrhundert noch liebte, sie zu bemalen. Die Balken mit laufenden Ornamenten. Die Dielenfelder etwa mit Wappenschildern. So an der mittelalterlichen Decke vom Hause Glesch in der Hohen Straße. An den Wänden ward eine tafelnde Rittergesellschaft dargestellt*. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erhielt dann der Niederrhein ein neues Material für den Schmuck seiner Decken, den Stuck, und verkleidete mit diesem oft nachträglich die alte Balkendecke. Als man vor einigen Jahren aus dem Kölner Haus „Zur Landskron“



Abb. 265. Neuß. „Zum Goldenen Stern“ Vgl. Abb. 261 u. 264.

* Vgl. Vogts a. a. O., Abb. 64a u. 64b. Die Balkendecke jetzt im historischen Archiv des Gereonsklosters. Die Wandmalerei im Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

eine Stuckdecke vom Jahre 1613 nach dem neuen Stadthaus übertragen wollte, fand man unter dem Stuck noch die alte bemalte gotische Balkendecke (Abb. 268). Auf hellem Grund grüne, schwarze, ockerrote und blaue Ranken. Vielleicht hatten ehemals die Wände einen entsprechenden Schmuck wie in einem Hause auf dem Sassenhof aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 269).

Es mag möglich sein, daß süddeutsche und italienische Meister die Vermittler der neuen Stuckdecken waren. Aber das Kölner Kunsthandwerk schuf sich im 17. Jahrhundert seine eigenen Formen. Die alten offenen Balken und Dielenbretter erhielten eine 2 bis 3 cm starke, an dickem Rohrgeflecht haftende Lehmschicht, darüber eine etwa $\frac{1}{2}$ cm dicke Putzschicht. An den Wandseiten wurden die Balkenköpfe mit Flach- oder Hufeisenbögen verbunden. Bei der Decke aus dem großen Saal der Brauerzunft vom Jahre 1613 mit einer Art Vierpaßform (Abb. 267). In der Mitte der Balken wie an den Köpfen trug man, um das Profil reicher zu beleben, seitlich einen dickeren Putz auf. Die alte Holzbalkendecke erhielt in dem



Abb. 266. Neuß. „Zur Blumen“. Oberstraße.

Reichtum der Zierleisten, Verkröpfungen und Knorpelornamente eine oft phantastisch eigenwillige Form. Wir haben zwar an Ort und Stelle nicht mehr zahlreiche Beispiele alter Stuck- und Balkendecken. Der Neubau des Stadthauses hat zu große Opfer an alten Bürgerhäusern gefordert. Aber man hat mit bewunderungswürdiger Pietät den alten Schmuck für den Neubau wieder verwandt. Und was dort nicht Platz fand, in das Kunstgewerbe- und in das Schnütgen-Museum übertragen*.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es mit den Stuckbalkendecken vorbei. Ebenso mit den malerischen Wendeltreppen, die in dem gewundenen Lauf und dem Reichtum ihrer Gliederung so ausgezeichnet zu den barock bewegten offenen Balkendecken paßten.

* F. Bolte: Die Verwendung alter Bauteile für Neubauten. Mitt. des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. VIII. S. 131 ff.



Abb. 267. Köln. Saaldecke in der Brauerzunft. Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins.

Köln besitzt heute noch eine Reihe prächtig geschnittener Wendeltreppen*. Um Raum zu sparen, legte man sie unmittelbar vor ein durchlaufendes Fenster (Abb. 270). Das einfallende Licht spielte mit dem plastischen Detail und brachte dessen Reize besser noch zur Geltung. Vor dem gewundenen Spindelfuß hatte sich hier und da eine Figur aufgestellt und in Haltung und Gebärde sich der Spindelwindung angepaßt. So bei der Treppe aus dem Rinkenhof im Kunstgewerbemuseum**. Der junge David, der, bewegt zum Wurf ausholend, nach dem Goliath auf dem Treppenanfang stehend hinüberschaut. Der Treppenanfang ist eine reichgeschnittene Säule oder ein Pfosten, oben meist mit einem Wappentier oder einer Heiligenfigur geschmückt, wie bei der Treppe vom Jahre 1595 aus dem Hause Wasserfuß in der Minoritenstraße Nr. 25, heute im Kunstgewerbemuseum (Abb. 271), oder der Treppe aus der „Landskron“ vom Jahre 1613, die inzwischen ebenfalls im Museum Aufstellung gefunden hat (Abb. 270). Bei den späteren Treppen ist an Stelle des Pfostens eine barocke Figur getreten. Aus dem ehemaligen Haus „Zum Maulbeerbaum“ in der Sandbahn (Abb. 272) ist eine Treppe, auch aus dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, bei dem Neubau des Stadthauses verwandt worden. Ihr Treppenanfang ist eine Atlasfigur. Reichgeschnittene Baluster, Knorpelwerk, Girlanden, geometrische Muster oder Akanthusblattornamente begleiten den Lauf des Brüstungsgeländers. Aus der Galerie des oberen Stockwerks laufen Hängepfosten herab, tragen den oberen Lauf der Treppe und haben unten als dekorativen Abschluß einen reichgeschnittenen Knauf. So eine Art Hängekapital, wie sie Cornelis Floris an seinen Grabdenkmälern verwandte. Aber bei

* Aufzählung bei Vogts a. a. O., S. 153 ff. u. Abb. 51—55 u. 58.

** Abb. 58 bei Vogts a. a. O.



Abb. 268. Köln. Zur Landskron. Gotische Holzdecke. Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins. Vgl. Abb. 270.



Abb. 269. Köln. Wandmalerei aus einem Hause am Sassenhof. Aus den Mitt. des Rhein. Vereins.



Abb. 270. Köln. „Zur Landskron“. Wendeltreppe Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins. Vgl. Abb. 268.

allem Reichtum des Details kann die neue Aufstellung der in die Museen übertragenen Wendeltreppen kaum eine Vorstellung von der einst malerischen Verbindung der geschnitzten Treppenhänge mit der Holzgalerie, den verschnörkelten Stuckdecken, der Holzverkleidung an den Wänden, der reichen Türereinrahmung, den Schränken, Truhen und Steinkaminen geben. Eines der besten Bilder zeigt noch die Diele mit der Wendeltreppe in dem Haus „Zur Glocke“ am Hof, wenn auch die spätere Querwand die Balkendecke zerschneidet*, und die Diele „Em Krüzge“ vom Jahre 1646 (Abb. 263).

Der Schmuck der Wendeltreppen, Türen, Galerien, der Oberlichter und Signete, der Kranenbalken, Decken, Wände und Kamine zeigt die Produktionsfähigkeit des Kölner Kunsthandwerks am Ausgange des 16. und im 17. Jahrhundert auf ihrem Höhepunkt. Von allen dekorativen Künsten hatte besonders die Holzschnitzerei und Kunsttischlerei einen besonderen Aufschwung zu verzeichnen. „Es gibt hier viele Künstler“ — notierte der schon erwähnte Utrechter Gelehrte Arnold van Büchel bei seinem Aufenthalt im Jahre 1599 in Köln in sein Reisetagebuch — „die mit verschiedenen farbigen Holzstücken, gleich wie früher die Mosaikarbeiter, ihre Werke in bestimmter Weise zusammensetzen. Sie geben alle Gegenstände in solchem Farbenreichtum, solch feiner Abwechslung und lebensvoller Darstellung wieder, daß sie manchmal die Maler an Talent übertreffen**.“ Im Mittelpunkte dieses künstlerischen Aufschwunges der Holzschnitzerei stand vielleicht um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die Gestalt des vom Main nach Köln eingewanderten Meisters der Prachttür zum Senatssaale des Kölner Rathauses, Melchior von Rheydt***. Er brachte einen farbenfreudigen Einschlag

* Renard: Köln. Abb. 148.

** Die drei Reisen des Utrechters Arnoldus Büchelius i. d. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Band 84.

*** Abb. 147 bei Renard a. a. O.



Abb. 271. Köln. Wendeltreppe aus dem Wasserfußchen Hause. Jetzt im Kunstgewerbe-Museum

in das Kölner Kunsthandwerk und die Wohnräume des Kölner Patriziats. Aber da wären noch andere fremde Meister zu nennen, die an dem Aufschwung der handwerklichen Künste beteiligt waren. Ich denke dabei an Wilhelm Vernukken. Er hatte vorher mit seinem Vater Heinrich an den Kaminen auf Schloß Horst gearbeitet. Und vielleicht, daß dieser oder jener Kölner Kamin auf ihn zurückzuführen ist*. Wie die Horster Kamine einen Kompromiß zwischen dem Einfluß der Utrechter Colyne-Schule und Antwerpener Stichvorlagen darstellen, so ist auch Vernukkens Kölner Rathausvorhalle ein Kompromiß von Colyne-Motiven und solchen des führenden Antwerpener Meisters, des Cornelis Floris. Der Einfluß Antwerpens und Belgiens überwiegt in Köln. Eine Reihe Meister aus Antwerpen, Lüttich, Namur, Roermond, Hasselt usw. finden hier Beschäftigung. Die Überlandverbindung der rheinischen Metropole nach den südlichen Niederlanden wurde wichtiger und bedeutungsvoller als die Stromverbindung und stellt auch in der Tat den wichtigsten Import des Kölner Kunstlebens dar. Die kirchliche Nachblüte Kölns im 17. Jahrhundert und die reiche Holzarchitektur mit ihrem Knorpelwerk verdichten diese belgischen Beziehungen, die dem Kölner Kunsthandwerk gegenüber dem am

unteren Niederrhein eine eigene Note geben und sich auch im Profanbau äußern.

In den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts gewinnt die Barockfassade der neuen Kirchenbauten Einfluß auf die Formgebung des Bürgerhauses. Das bezeichnende Beispiel wäre das Haus „Zum goldenen Bären“ (Severinstraße Nr. 15) vom Jahre 1676**. Die großkurvigen Schweifungen des Giebels gehen unfehlbar auf eine Anregung der Fassade der Jesuitenkirche zurück (Abb. 186). Der schöne Zwischengeschoßerker trägt eine ganz neue Note in das Kölner Bürgerhaus, die allerdings und merkwürdig genug nicht wieder angeschlagen wurde (Abb. 274). Die barocke Formgebung der Kartuschen und der Engelkopfkonsolen lassen keinen Zweifel über die Herkunft. Neu ist dann die symmetrische Aufteilung der Fassade, die Betonung einer Mittelachse und die rhythmische Belebung der Front in der Anordnung der Fenster.



Abb. 272. Köln. Wendeltreppe. Haus „Zum Maulbeerbaum“. Jetzt im Kunstgewerbe-Museum. Vgl. Abb. 273.

* Renard: Köln, Abb. 146. — Dann andere Kamine im Kunstgewerbe-Museum.

** Renard: Köln, Abb. 169.



Abb. 273. Köln. Haus „Zum Maulbeerbaum“ vor dem Umbau Aus den Mitt. d. Rhein. Vereins.
Vgl. Abb. 272

Aber immerhin lebt noch in diesem Bau die alte Überlieferung des kölnischen und nieder-rheinischen Bürgerhauses weiter. Das im Jahre 1697 in der Sandbahn erbaute Haus „Zum Maulbeerbaum“ zeigt aber den vollendeten Sieg des Einflusses belgischer Barockarchitektur (Abb. 273). Die Symmetrie und Gesetzmäßigkeit der Aufteilung hat die malerische, lediglich sich aus den Zweckforderungen der inneren Anordnung ergebende Gestaltung der alten Kölner Fassade abgelöst. Das Untergeschoß ist eine in den Verhältnissen der einzelnen Teile gesetzmäßig konstruierte Anlage. Dem von einem Rundbogen und kannelierten Säulen eingerahmten Portal entsprechen die beiden seitlichen Kellertüren mit ihrer architektonischen und dekorativen Einfassung. Über diesen die großen Die-lenfenster; über dem Portal das ovale Oberlicht mit ovalem Bogengiebel. Eine Pilasterarchitektur mit breit ausladendem Gebälk rahmt das Ganze ein. An Türen, Pilastersockeln und Kapitälern, in den Bogenwickeln und im Gebälk ein reicher und saftiger Knorpelwerk-schmuck. Puttenköpfe in der Bogenstirn, Putten in den Bogenwickeln und in dem reichgeschmückten Oberlicht, dessen Einfassung auch an den alten Ent-lüftungsöffnungen in den Giebeln ander-er Häuser wiederkehrt (Abb. 245). Es ist eine überreiche Komposition. Dieses Juwel Kölner Barockarchitektur mußte mit zwanzig anderen Bürgerhäusern für den Neubau des Stadthauses fallen. Aber auch hier hat die pietätvolle Hand des modernen Baumeisters, F. Bolte, die für Köln einzigartige Fassade gerettet und in seinen Neubau in die nach der Sandkaule gelegene Fassade eingebaut*.

Mit dem Haus „Zum Maulbeerbaum“ waren die Beziehungen zum alten Kölner Privatbau gelöst.

* F. Bolte: Die Verwendung alter Bauteile für Neubauten. Mitt. d. Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. VII. S. 131 ff. u. Abb. 51.

* * *

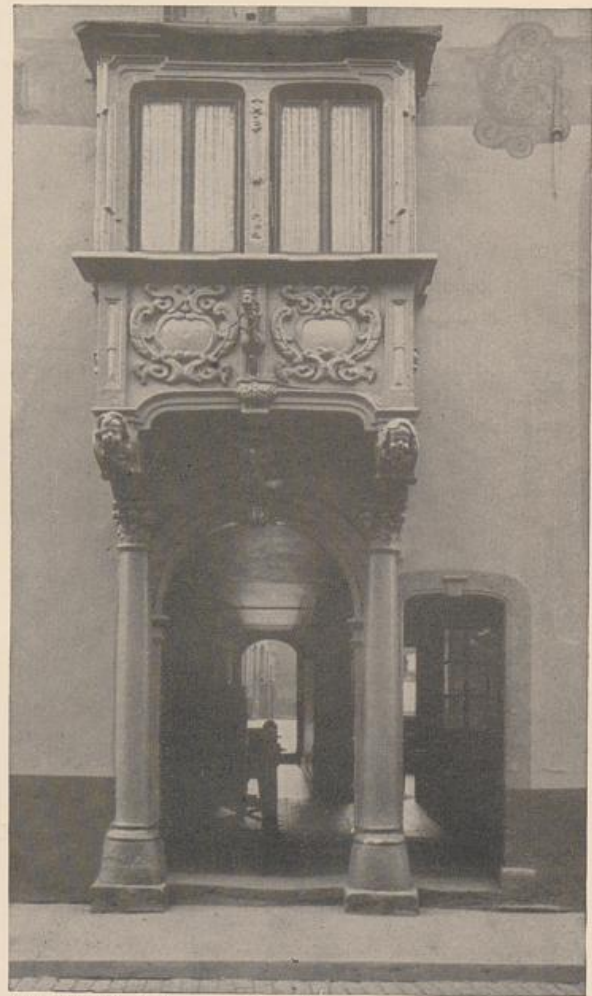


Abb. 274. Köln. Balkon vom Hause „Zum goldenen Bären“, Severinstraße.

Die bereits im vorausgegangenen Jahrhundert beobachtete Scheidung der Bauweise am unteren Niederrhein und in den südwestlichen Teilen des Landes wird nach der politischen Teilung noch schärfer. Köln steht zwischen beiden. Während das Clever Land durch vielerlei Beziehung seinen Schwerpunkt künstlerischer Anregung im Utrechter und Gelder Land hatte, waren im Herzogtum Jülich und der Freien Reichsstadt Aachen bei der Natur der geographischen, politischen und Handelsbeziehungen künstlerische Einflüsse Belgiens und Nordfrankreichs bestimmend. Der jülichsche Schloßbau des 16. Jahrhunderts, das französische Chateau, gepaart mit dem Renaissanceschmuck Flanderns, war der bezeichnende Niederschlag.

Die Wege aus Jülich und Aachen führen nicht in ein Nachbarland einer unabsehbaren Ebene, bewohnt von einem Volk, das denselben langanhaltenden Atem hat. Lüttich, die Bischofsstadt, mit dem benachbarten Aachen so vielfach verbunden, liegt überaus malerisch, eingeschlossen von Bergesrückten. Und der bewegten Linie des Horizonts paßt sich das Stadtbild an. Romantische Täler, schroff abfallende Felsen begleiten den Lauf der Flüsse. Und wo das Land nach dem Meere zu die Ebene aufsucht, begleiten es abnehmende Hügelwellen. Dieses Land hat einen anderen Rhythmus als die Niederlande der Generalstaaten. Einen anderen Rhythmus das Volk. Und selbst wenn Sprache und Herkunft den romanisierten Kelten, den Wallonen, nicht einen anderen Lebensrhythmus gegeben hätten, so hätte im Lauf der Jahrhunderte schon die Natur des bewegten Landes auf ihre Lebensäußerungen, auf ihr Temperament eingewirkt.

Die Sinnlichkeit des romanischen Blutes hängt an prunkender Pracht. Und der Reichtum der belgischen Landschaft nährte die Vorliebe für malerische Reize. Alles wird farbiger, reicher, bewegter denn in den Niederlanden und am unteren Niederrhein. Auch die bürgerliche Bauweise. Aber es ist freilich schwer, sich ein klares Bild des unter dem Einflusse Belgiens gewordenen Aachener und jülichschen Bürgerhauses aus der Zeit vor dem 18. Jahrhundert zu machen. Das Jülicher Land hat im 16. und 17. Jahrhundert entsetzlich gelitten. Aachen hat bei dem großen Stadtbrande von 1656 mehrere Tausend Häuser verloren und erhielt im 18. Jahrhundert ein ganz neues Gewand. Wenig ist nur aus der Zeit vor und kurz nach dem Stadtbrand erhalten. Aber ein ganz anders geartetes Temperament als im Clever Land spricht aus diesen wenigen Bauten.

Mitten auf der steil abfallenden Hauptstraße von Aachen-Burtscheid ragt zwischen den typischen Dreifensterhäusern ein breit gelagerter stattlicher Bau auf (Abb. 283). „Die Kron“ genannt und schon im Jahre 1645 urkundlich erwähnt. Der Bau ist dadurch noch besonders interessant, daß er von vornherein als Wohn- und Fabrikgebäude gedacht war. Die Wohnräume liegen im Erdgeschoß zu beiden Seiten der breiten Diele hinter der Haustür und öffnen sich nach der Straße in breiten Kreuzfenstern. In den beiden Obergeschossen war die Tuchfabrik. Drei Fenstergruppen, in der Mitte zu sechs, an den Seiten zu je sieben eng aneinandergereiht, schmaler Fenster mit malerischer Sprossenteilung beleuchten die Arbeitsräume. Über dem Haupteingang schwebt im ersten Obergeschoß ein Hängekerker. Seine